Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 3 (1927)
Heft: 2

Artikel: Hanneles Höllenfahrt
Autor: Mosegaard, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-757823

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HANNELES HÖLLENFAHRT

NOVELLE von ANNA MOSEGAARD

(Nachdruck verboten)

(Schluß)

Rudolf Korn hatte die nicht gerade leichte und beneidenswerte Rolle des Maurers Mattern übernommen. Die Szene zwischen ihm und Hannele wirkte erschütternd. Und niemand hatte auch nur geahnt, daß diese beiden, im Wesen so grundverschiedenen Menschen, sich so lieb gewonnen hatten, daß es für sie kein Zurück mehr gab.

Daheim ging Erika wie in einem Traum befangen umher. Nur wenn sie den Vater jammern und schimpfen hörte, fuhr sie zusammen und das Lachen erstarb ihr auf den Lippen. «Es ist auch bald an der Zeit, daß diese Proberei ein Ende nimmt!» schalt der Vater eines Tages.

«Nächste Woche noch, Vater, dann ist es vorbei.» Ein mürrisches Brummen war die Antwort.

Und endlich kam der große Tag der Aufführung. Ein Ereignis für die Stadt N. war es. Kirchenstille herrschte im vollbesetzten Saal. Niemand wagte es, die weihevolle Stimmung durch Beifallklatschen zu unterbrechen. Der alte Glasener saß mit gefalteten Händen und starrte sein Kind an. Wie es so engelschön im Sarge lag, wie selig verklärt es als Himmelsbraut emporzuschweben schien am Sternenzelt. Wunderbar hatte sich das Schlußbild mit den Engeln im Hintergrunde ausgenommen. Der alte Glasener wagte nicht, sich zu rühren. Er saß, schaute und schaute, und dachte an sein totes Weib. Als Hannele zum Schluß ein prachtvoller Rosenstrauß überreicht wurde, wollte der Beifall kein Ende nehmen.

Noch zweimal wurde «Hanneles Himmelfahrt» in N. aufgeführt und stets war der Saal überfüllt. Fräulein Glasener war die gefeierte Heldin des Tages. Der alte Vater drunten im Grünwarenkeller war aber froh, als der Trubel endlich ein Ende nahm. Es war ihm doch lieber, daß er sein Kind für sich allein hatte. Und der Arme, er ahnte nicht, daß es ihm schon längst genommen war, trotz alles ängstlichen Hütens.

Ganz heimlich trafen Rudolf Korn und Erika Glasener sich weit draußen vor der Stadt, wo kein Mensch sie überraschen würde. In einem versteckten Wäldchen, auf dem feuchten Waldboden kauerten zwei schuldbeladene Menschen und berieten, was nun werden solle. Heiß rannen Erikas Tränen, wenn sie an ihren alten Vater, wenn sie an Rudolfs unschuldige Kinder dachte. Rudolf Korn dachte weiter. Dafür war er ein Mann, der nicht zum erstenmal der Liebe Leid ertrug. Er liebte Erika, tief und echt, liebte sie mehr als sein Weib. Trotzdem machte ihn Erikas Schmerz nicht kopflos. Er dachte daran, wie er durch Erikas Talent — und ein Talent war sie ohne Zweifel — wieder hochkommen würde. Noch hatte er Verbindungen mit einigen der ersten Bühnen. Er mußte sehen, daß er Erika dort als Hanneledarstellerin anbrachte. Die Rolle des Hannele war stets schwer zu besetzen und machte den Bühnenleitern oft schwere Sorgen. Erika war das Hannele, wie es sein sollte. Wohl sträubte sich Erika noch ein wenig bei dem Gedanken, zur Bühne zu gehen, aber bald war auch diese Furcht überwunden. Der Gedanke, ihre Jugend im Grünwarenkeller zu vertrauern, war ihr schrecklicher. Ein Zufall kam Rudolf Korn zu Hilfe. Die Nachbarstadt H. wollte auch ihren Hauptmannabend haben und bat den dramatischen Verein der Stadt N., doch mit «Hanneles Himmelfahrt» einen Abstecher nach A. machen zu wollen, da man aus den Zeitungen ersehen habe, wie großartig die Aufführung des Vereins gewesen sei. Der Verein sagte zu, und sofort schrieb Rudolf Korn an einige, ihm gut bekannte Theaterdirektoren und bat sie, der Aufführung in A. beiwohnen zu wollen, um Fräulein Glasener spielen zu sehen. Zwei Theatergewaltige zeigten auch ihr Erscheinen an. Rudolf Korn jubelte im stillen. Nur machte Erikas verändertes Wesen ihm viel Kopfzerbrechen. Sie hatte in der letzten Zeit so viele «Wenn» und «Aber», so wie er von seinen Zukunftsplänen sprach. Und nun machte sie sogar Einwendungen und wollte nicht in A. spielen. Nicht denkbar! Das war ja ein dicker Strich durch seine Rechnung. Ob sie ihn am Ende gar nicht mehr liebte? Junge Mädchen sind ja oft so unberechenbar. Aber sie hing doch mit jeder Fiber ihrer Seele an ihm. Und dabei sah das Mädel zum Erbarmen elend aus. Ob der Vater sie vielleicht quälte mit seinem ewigen Murren und Klagen? Warum sprach sie sich denn nicht mit ihm darüber aus? Warum schwieg sie beharrlich? — Und wieder schlichen sie in dunkler Nacht schuldebladen durch den dunklen Wald. Schluchzend schmiegte sie sich in seine Arme.

«Rudolf, ich kann nicht zur Bühne gehen. — So glaube es mir doch. Ich kann nicht in A. spielen. Nein — ich kann nicht.»

«Warum nicht, Hannele?»

Ein herzzerbrechendes Weinen war die Antwort.

«Hannele, mein liebes Hannele! So vertraue mir doch! Sage mir doch, was Dich so gänzlich gebrochen hat.»

«Du sollst es wissen, Rudolf — ich — ich bin nicht mehr das keusche, reine Hannele. — Ich — bin voll Schmach.»

Nun war's heraus.

Und der Mann, dem sie ihre Jugend, ihre Liebe, ihre Ehre gegeben, er, dem sie sich geschenkt hatte mit Leib und Seele. Er riß sie nicht an sich in dieser Stunde der tiefsten Not. Er zog sie nicht liebevoll in seine Arme, sie zu trösten, zu schützen vor allem bösen Klatsch. Kalt und berechnend sagte er nur: «Zu dumm, das verdirbt mir alles.»

EINE JAPANISCHE SCHÖNHEIT

Die bekannte Sängerin Hatsue Yuasa

Von Frostschauern geschüttelt, gebrochen an Leib und Seele, wankt Erika Glasener an seiner Seite heim. Kein liebes Wort hat Rudolf Korn mehr für sein «liebes, süßes Hannele». Er spricht nur immer von seinen Plänen, die ihm durchkreuzt sind, in einem Tone, den Erika ahnen läßt, daß er ihr zürnt. Um den Geliebten zu versöhnen, sagt die Verängstigte zu, wenigstens noch in A. spielen zu wollen. Auch das nimmt er mit einer Gleichgültigkeit hin, die Erika befremdet. Sie weiß ja nicht, daß er ja nur immerfort an die beiden Theatergewaltigen denkt, die ja dann umsonst nach A. reisen. Nein, nun ist für ihn alles aus. Das Hannele kann sie nicht mehr spielen. Dieses eine Mal in A. noch, dann ist es vorbei. «Erika, hast Du Dich auch wirklich nicht geirrt?» fragt er verzweifelt.

«Geirrt?» Erika sieht ihn nur aus großen, schmerzerweiterten Augen an, dann sinkt sie lautlos nieder auf den feuchten Waldboden. Die erste tiefe Ohnmacht umfängt sie.

Und trotzdem reist sie acht Tage später mit nach A. Sie muß ja, soll sie keine Zweifel erwecken, den Leuten nichts zu reden geben. Sie muß lachen und fröhlich sein, wenn ihr auch das Herz blutet. Lachen und scherzen soll sie, so will es Rudolf Korn, der in steter Angst lebt, daß jemand etwas merkt. Sowie sie sich einen Moment vergißt, braucht er ihr nur einen Blick aus seinen stechenden, schwarzen Augen zuzuwerfen und Erika reißt sich gewaltsam zusammen. Zur Höllenfahrt wird ihr diese Reise. Sie wird hin und her geschüttelt in dem Automobil. Ihr Rücken schmerzt und in den Schläfen hämmert das Blut, daß sie laut aufschreien möchte. Aber sie verbeißt den Schmerz tapfer, und lacht mit zuckendem Munde.

Und wieder steht sie hinter den Kulissen und wartet auf ihr Stichwort. Sie hört wie im Traume der Tulpe und des alten Pleschkes blödsinniges Gelächter. Sie vernimmt das naturgetreue Sausen der Windmaschine, sieht, wie der papierene Schnee ins Zimmer wirbelt und sie fühlt es kaum, daß der Lehrer Gottwald sie auf seine Arme nimmt und sie hineinträgt auf das Strohlager im Armenhaus. Das rauscht und brandet vor ihren Ohren. Das Lampenfieber hat sie längst schon überwunden. Aber eine furchtbare Angst hat sie erfaßt, von der sie heute nicht wieder loskommen kann. Den ganzen Tag schon hat sie den Ohnmachtsanfall, der sich ihrer schon verschiedentlich zu bemächtigen drohte, niedergerungen durch ihren festen Willen. Was aber, wenn der Anfall sich jetzt, wo sie nicht mehr die willensstarke Erika Glasener, sondern das sterbensmüde Hannele ist, nicht mehr niederzwingen läßt? O, — nur nicht daran denken. Es muß gehen! Und es geht. Sie hört sich selbst ihre Rolle sprechen, ohne auch nur ein einziges Wort zu vergessen. Auch heute herrscht im Saale Kirchenstille. So packend wie heute hat Erika noch nie gespielt.

«Lieber Gott, es tut mir so bitter, bitter weh!» Wie echt das klingt. Und dann dies selige, geheimnisvolle: «Es hat gerufen, drunten im Wasser.» So innig kommt die Himmelsfreude aus ihrem Herzen. Und dann der Aufschrei, als umleuchtet vom grellen Licht des Scheinwerfers, plötzlich die Gestalt des betrunkenen Stiefvaters an ihrem Bett steht. Erschütternd ist es, wie sie sich voll Angst und Abscheu auf ihrem Schmerzenslager windet. Oft hat Erika den Geliebten in dieser Rolle gesehen, heute graut's ihr vor dem Blick seiner zornfunkelnden Augen.

«Mach', daß du uffstehst, — mach' Feuer an, — wird's bald?» schreit der Unhold.

Schwankend tappt sie sich bis an den Ofen, bricht zusammen und bleibt ohnmächtig liegen, wie ihre Rolle es vorschreibt

Aber was ist das? Sonst hört sie doch sofort Schwester Marthas Ausruf: «Herr Jesus, ich habe doch nur Wasser geholt und da ist sie mir aus dem Bette gestiegen?» Und heute? Sie liegt ja schon wieder auf ihrem Strohlager und Schwester Martha beugt sich angstvoll über sie und flüstert ihr ins Ohr: «Um Himmelswillen, Fräulein Glasener, was ist Ihnen?» Da erst wird es ihr klar, daß sie soeben eine richtige Ohnmacht überstanden hat. Sie fühlt es an der Schwäche, die ihr noch in den Gliedern liegt, merkt es daran, wie behutsam Schwester Martha ihr den Angstschweiß von der Stirne wischt, damit die Schminke nicht darunter leidet. «Nur weiter, — es hat niemand etwas gemerkt, Fräulein Glasener.» Nun hört Erika auch wieder die Souffleuse sprechen und es geht alles wieder wie am Schnürchen. —

«Wunderbar, einfach hinreißend, namentlich die Ohnmachtsszene,» unterhalten sich im Zuschauerraum die beiden Theaterdirektoren und hoffte jeder im Geheimen, die Glasener für sich zu gewinnen.

Nun liegt das Hannele so friedlich schön in seinen Kissen. Schwester Martha singt es in den Schlaf: «Schlaf, Kindchen schlaf.»

Und dann setzen die frischen Knabenstimmen ein, die hinter der Bühne den Engelchor bilden. Da weicht der drückende Alp von ihrer Brust, jetzt bekommt nicht nur das Hannele Ruhe, jetzt darf auch Erika Glasener ein wenig verschnaufen, und es geht wohl noch alles gut bis zum Ende.

«Die Gäste die da kommen ein,
Das sind die lieben Engelein,
Schlaf, Kindlein, schlaf!»

Wie ein Hauch nur klingt das letzte «Schlaf, Kindlein, schlaf!» Und nun schweben sie herein, die drei lichten Engelsgestalten. Schirmend stehen sie an Hanneles Lager. Langsam, ganz langsam senkt sich der Vorhang.

Drunten im Saal herrscht tiefe Stille.

*

«Engel! Schwester Martha! Engel!!» — Weißt Du, wer hier war? Richtige Engel mit langen Flügeln.» So kindisch froh ruft es das Hannele zum Beginn des zweiten Aktes aus.

Bei der Szene Hanneles mit dem schweigenden, schwarzen Tod könnte man drunten im Saal eine Stecknadel zu Boden fallen hören. So still ist es. Man wagt kaum zu atmen, als das Hannele, sich vor Angst und Grauen geschüttelt, in Schwester Marthas Arme flüchtet. «Wer ist's, Schwester Martha?»

Schwester Martha: «Der Tod.»

Hannele: «Der — Tod? Muß es denn sein?»

Schwester Martha: «Es ist der Eingang, Hannele!»

Hannele: «Muß jeder durch den Eingang?»

Schwester Martha: «Jeder.»

Dann der gequälte Aufschrei Hanneles: «Mütterchen, wo bist Du? Ich sehe Dich gar nicht mehr! Schwester Martha, hilf mir doch, er will — mich, will mich — ganz vernichten!»

So mild tröstend erklingt da Schwester Marthas weiche Stimme: «Er darf es nicht. Meine beiden geweihten Hände lege ich Dir aufs Herz.»

Da senkt der Tod schweigend das riesige Schwert. Finster schreitet er vorüber.

Hannele ist tot. Weihevoll erklingt das feine Spiel des Harmoniums hinter der Bühne. Hanneles Seele fliegt nun empor zur himmlischen Heimat. —

Nun ist auch die schwere Szene überstanden. In weißem Gewande, mit Kranz und Schleier liegt sie auf ihrem Totenbett. Nun hat die jagende Angst sie verlassen, jetzt darf die Schwäche sie übermannen und niemand wird es merken. Ach nein, noch nicht, noch immer nicht darf sie sich gehen lassen. Nun werden die Engel kommen, sie in den gläsernen Sarg legen und sie muß bei einem bestimmten Zeichen die kleine elektrische Birne anknipsen, die sie verborgen in der Hand hält, sonst leuchtet ja die Wunderblume nicht, wenn der Fremde dem Maurer Mattern sein «Du lügst» ins Gesicht schleudert. Sie muß ganz genau aufpassen, daß sie den rechten Moment erfaßt.

So, nun wäre auch dies überstanden.

Eine süße Müdigkeit überkommt Erika nach der gewaltsamen Anstrengung. Eine so köstliche, wunschlose Zufriedenheit, wie sie sie in ihrem Leben noch nicht gekannt hat. Jetzt so liegen bleiben dürfen. Tot sein. In Wirklichkeit tot. Es müßte herrlich sein. Jetzt hinüberschlummern dürfen und nie mehr erwachen und alles, alles wäre vorüber.

Aber sie hat ihre Rolle ja noch nicht erledigt. Sie hat ja noch in der Auferstehungsszene zu

sprechen. Inbrünstig küßte sie des Heilands Gewand. «Dein Kleid ist makellos, ich bin voll Schmach!»

«Wunderbar,» flüstert es hinter den Kulissen, «heute geht Fräulein Glasener ganz auf in ihrer Rolle.»

Erika Glasener hört nichts von alledem. Sie windet sich in Seelenqual vor des Erlösers Füßen und hat nur den einen Wunsch, sterben zu dürfen. Erika Glasener aber muß leben, um zum Schluß mit einem wahren Blumensegen und Beifallssturm überschüttet zu werden.

Die beiden Theaterdirektoren drängen sich zur Garderobe. Rudolf Korn nimmt ihren Glückwunsch mit gemachtem Lächeln entgegen. Wie soll er es den Herren nur sagen, daß aus dem Vertrag nichts werden kann. Erika hat die beiden noch eben kommen sehen. Da packt sie von neuem die Angst, das Grauen. Wie sie geht und steht, als Himmelsbraut, im Arm die Fülle der duftigen Rosen, jagt sie davon, zur Hintertür hinaus. Wohin, — sie weiß es nicht. Nur fort, fort. Hinaus in die dunkle Nacht. Nur laufen, laufen, der Schmach, der Schande entfliehen. — Vielleicht wird man ihr morgen schon keine Blumen mehr streuen, — morgen, wird man mit Fingern nach ihr zeigen — und der Vater — der Vater — totschlagen wird er sie in seinem Zorn. / Aufatmend bleibt sie stehen, draußen am Waldesrand. Vom nahen Weiher quaken die Frösche. Da packt sie das Entsetzen. «Ist's so gemeint?» flüstern ihre bebenden Lippen. / «Tod! Tod! — Von Herzen habe ich mich gesehnt nach dir, — nun graut's mir vor dir. — Mach's kurz, du schwarzer, stummer Geist. — Mutter! — Mütterchen! Hilf mir doch! — — — Rudolf, — wo bist Du?» Erika Glasener aber muß ihren letzten Kampf allein auskämpfen. Sie kann nicht sterben und mag nicht mehr weiter leben. Mit allen Schrecken und Qualen wird der Tod sich ihr nahen. Sie kann nicht sterben, wie das Hannele starb, weil sie nicht lebte, wie dieses schuldlos reine Kind. Sündenbeschwert, Schuldbelasten — so wie sie lebte, — so wird sie sterben müssen. — Und sie hat doch nicht's anderes getan, als einen Menschen so über alles lieb gehabt. — —

«Rudolf, o Du! — Du!» schluchzt sie aus tiefster Seele. Dann ein Sprung. Ein Schrei. Und die Wasser schlugen gurgelnd über sie zusammen.

DIE BUNTE WELT

Unter den Kannibalen von Papua

«Ich habe ins Herz des dunklen Papualandes geschaut, dort wo der Fuß keines andern weißen Mannes je gewandert ist, und ich vergesse es nimmermehr. Zu tief haften in meinem Geist die Schauer des tiefen Sumpfwaldes, der wolkenumbrauten Berge, der gähnenden Schluchten und brausenden Ströme; ich denke all der Anstrengungen und Gefahren, und mir ist, als sähe ich wieder vor mir, verstreut auf Bergeshöhen, die Siedlungen der Menschenfresser, die dies geheimnisvolle Land bewohnen. Nun bin ich dem allen meilenfern; die Frische der Erinnerung ist mit der Zeit verblaßt; und doch zucke ich manchmal jäh zusammen, wenn die Bilder jener Tage und Nächte wieder in mir aufsteigen, da das Herz Papuas meinen ganzen Sinn gefangen nahm. Ich sehe mich wieder umschlichen von nackten Schwarzen, ihre Augen auf mich geheftet in lodernder Glut. Sie warten auf ein Nachlassen meiner Wachsamkeit, um zum tödlichen Schlag auszuholen. Mir ist, als höre ich ihre gellenden Schreie im Dunkel der Nacht, wie sie schauerlich widerhallen von Bergeshang zu Bergeshang, hinweg über Schluchten und Schründe. Mir ist, als erblicke ich wieder ihre wachsende Schar auf dem Pfade vor mir, die Bogen gespannt, die Speere bereit zum Wurf. Denn so sieht Papua aus . . .»

Mit diesen Worten leitet Merlin Moore Taylor die fesselnde Schilderung einer abenteuerreichen Forschungsfahrt auf unbekannten Pfaden im Innern Neu-Guineas ein, die er in einem bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden stattlichen Werke «Bei den Kannibalen von Papua» niedergelegt hat. Wenige Meilen von der Küste trifft er auf Zustände, die man heute kaum noch für möglich halten sollte, beobachtet Blutrachenfehden, denen ganze Dörfer zum Opfer fallen und wird aus nächster Nähe Zeuge der kannibalischen Sitten in diesem Lande. «Als die Natur Neuguinea schuf, mußte sie ironischer Laune gewesen sein; denn sie schuf ein Land mit wilden, drohenden, furchtgebietenden Bergketten, wo das Leben für die Wilden ein beständiger Kampf ums Dasein ist von der Wiege bis zum Grabe. Zu jeder Stunde umschwebt sie der Schatten des Todes; denn wenn sie nicht von den Feinden, die jeden Stamm umgeben, erschlagen und aufgefressen werden, bedroht sie das Gespenst des Hungertodes als Folge der häufigen Mißernten in ihren felsigen Gärten, die mit Baumstämmen überstreut und mit Zuckerrohr und Bataten bepflanzt sind. Das Wild beschränkt sich auf ein paar Vögel, ein gelegentliches Känguruh, das kaum größer ist als eine Ratte, und vielleicht einen Emu, der sich aus dem Tiefland her verirrt hat. Es gibt kein anderes Fleisch als das erschlagener Feinde. So schätzt man in den Bergen seine Schweine höher ein als seine Frauen. Man mag sich noch so gegen diese Rangordnung sträuben, selbst ein Weißer kann verstehen, warum es so bei den Schwarzen ist. Die Frauen übertreffen die Männer an Zahl in den Bergen; denn die Opfer, die die Menschenfresserei fordert, entfallen zumeist auf die Männer. So umwerben die Frauen eifrig die heiratsfähigen Männer, und die Sitte will, daß die Frau dem Mann den Antrag macht. Selten wird er abgelehnt. Je mehr Frauen ein Mann hat, um so größer und ertragreicher sind seine Gärten, die sie bearbeiten. So hat jeder Mann zwei bis sechs Frauen. Der Verlust einer Frau will wenig besagen, wo man sofort eine neue haben kann. Aber ein Schwein zu verlieren — ach, das bedeutet ein wirkliches Unglück! Um ein neues Schwein zu bekommen, muß man das Dickicht durchstreifen und es fangen, wenn es noch klein ist; man muß es selbst aufziehen und dabei sogar die Brust seiner Frauen abwechselnd mit den Kindern nehmen lassen. So folgt dem Tod eines Schweines oft ein Mord, und der Mord führt unfehlbar zu neuen Morden, und das Blutvergießen befällt ganze Dörfer und Stämme.» / Wie er Zeuge des Kannibalenmahles wurde, erzählt Taylor folgendermaßen: «Weit unten kam eine kleine Schar von Kriegern eilig den Weg zum Dorf hinauf. Im Näherkommen schrien sie und schwenkten ihre Speere und Bogen; zwei trugen etwas auf einer Stange zwischen sich. Was man da wie ein Schwein an eine Stange gebunden hatte und nun schnell zum Dorf brachte, war ein menschliches Wesen, und ein Menschenfressermahl bereitete sich vor! Als der Zug sich dem Dorf näherte, nahm ich mein Fernglas zur Hand. Ich konnte deutlich sehen, wie das Opfer mittels starker Ranken mit dem Rücken an die Stange gebunden war. Die Arme hingen schlaff herab. Der Mann war offenbar schon tot. Hätten wir ihn nur für betäubt gehalten, so hätten wir wohl sicher eingegriffen und es auf einen Kampf ankommen lassen, selbst wenn wir uns dadurch die Feindschaft unserer Wirte zugezogen hätten. Eben hatten wir hier mit Abaridi und seinen Wilden Freundschaft geschlossen. Sollten wir sie gleich verwirken, indem wir uns einer Jahrhunderte alten Sitte widersetzten? Dem Toten konnte es doch nichts nützen, wohl aber uns in die allergrößte Gefahr bringen. Wir haben später nie darüber gesprochen, aber ich meine, wir haben gut daran getan, unsere Hände aus dem Spiel zu lassen, so fürchterlich der Gedanke auch war, daß so etwas in unserer Nähe vorging. Als die Frauen sahen, daß die Jäger mit «Wild» heimkehrten, machten sie sich daran, ein großes Feuer zu schichten, auf das sie Steine warfen. Während diese zum Glühen gebracht wurden, stürzten sie auf die Leiche. Was sie damit taten, konnten wir nicht sehen, aber wir wußten es. Die Papua-Wilden — mit Ausnahme von ein paar Küstenstämmen — sieden ihre Opfer nicht. Sie ziehen ihnen die Haut ab und rösten sie auf glühenden Steinen, wobei sie die Leiche andauernd mit langen Stöcken wenden.» Am späten Abend brachten die Wilden den Europäern ein in Blätter gehülltes Paket — es ist unter ihnen Sitte, die gerösteten Körper ihrer Feinde mit allen Freunden zu teilen. «Spät in der Nacht trug die Luft über das Tal herüber seltsame, langgezogene Klagelaute, die bis zum Morgengrauen anhielten. Sie kamen aus dem Dorf des Erschlagenen. Auf einem hohen Punkt vor dem Dorf versammelten sich unsere Wirte und schrien den Klagenden etwas zu. Wir konnten ihre Worte nicht verstehen, aber im Ton lag unverkennbar etwas Kränkendes. Kaiva, der Dorfpolizist von Maipa, sagte uns, sie verhöhnten ihre Feinde. Ich weiß nicht, welches Verhältnis vorher zwischen den beiden Dörfern bestand, aber sicher konnten sie nach dem Gesetz der Blutrache nie wieder Freunde sein; denn dieses Gesetz wird von nun an zuerst von dem einen und dann von dem anderen Dorf ein Leben als Vergeltung für den vorangegangenen Mord fordern.»

Das Frauenideal des Eskimos

New York hat unlängst wieder einmal eine Sensation erlebt. Es hat seine Wolkenkratzer in seinen belebten Straßen, seine eleganten Variétés und seine riesigen Dampfer einem Manne zeigen können, der, obwohl er fünfundvierzig Jahre alt ist, bis dahin nie mehr als höchstens fünfzig oder sechzig Personen beisammen sah. Der Mann kannte kein Automobil und keine Table d'hote, er wußte nicht, was ein Wannenbad und was eine Dusche ist und hatte natürlich noch nie ein Jazzband gehört. Dieser seltsame Mensch ist ein rotwangiger kugelrunder Eskimo, der von dem Polarforscher Donal B. Mac Millan als Hundewärter in die Millionenstadt am Hudson mitgebracht wurde. Abio Broomfield, wie der Mann aus dem hohen Norden heißt, wollte begreiflicherweise seinen Augen nicht trauen, als er New York betrat. Jede Stunde des Tages vermittelte ihm sinnverwirrende Neuheiten und nie gesehene Dinge. Mehr als einmal stand er sprachlos den Sachen und Vorgängen gegenüber, die sein Herr und Meister als selbstverständlich betrachtete. «Was ich schon bis jetzt gesehen und was ich bisher alles bereits erlebt habe,» erwiderte er, das reicht aus, um meinen Stammesgenossen die ganze lange Polarnacht hindurch zu erzählen. Ich weiß bestimmt, daß ich in einem halben Jahre noch nicht fertig sein werde mit meinen Mitteilungen, und dann bleibt noch die Befürchtung, ob sie mir glauben werden. Es ist hier alles durchaus anders als zu Hause. An viele Dinge werde ich mich allerdings leicht gewöhnen können. Daß zum Beispiel die Frauen mit nacktem Hals herumlaufen, das finde ich sehr nett.» Diese Bemerkung veranlaßte eine Anzahl Reporter, zu gleicher Zeit hastig die Frage zu stellen: «Was halten Sie von den amerikanischen Frauen?» Nun fing der gute Abio an, philosophisch zu werden. «Ich glaube,» meinte er mit einem nachdenklichen Gesicht, «daß sie sich für die Ehe außerordentlich eignen. Sie scheinen gehorsam zu sein und rauchen Tabak. Schön sind sie auch, aber mager! Ich muß bei ihrem Anblick an ausgehungerte Eskimokinder denken und frage mich jedesmal, warum man den armen Mädeln hier, wo alles so schön und reich ist, nicht genug zu essen gibt.» — «Würden Sie eine New-Yorker Schöne heiraten wollen?» fragte der Vertreter des New York Herald. Abios Gesicht glänzte, als er folgendes ehrliches Bekenntnis ablegte: «Gern, aber nur unter einer Bedingung: Ich müßte sie erst ein Jahr lang ordentlich füttern können. Jeden Tag eine tüchtige Portion geräuchertes Schweinefleisch, jeden Tag ein paar Löffel Tran. Ich versichere Ihnen, daß sie schon nach einigen Wochen ganz anders aussehen würde.» — «Davon sind wir felstenfest überzeugt,» pflichteten die Interviewer bei.

Das Haus „zum Ritter" in Schaffhausen

ein spätgotischer Bau von mächtigen Dimensionen, enthält an der Fassade wertvolle Malereien allegorischen Charakters, die von Tobias Stimmer im Jahre 1570 vollendet wurden. Leider sind diese prächtig hingeworfenen Bilder einer rasch fortschreitenden Zerstörung ausgesetzt, da trotz mehrfacher Versuche bisher wenig oder gar nichts zu ihrer Erhaltung unternommen wurde. In den letzten zwanzig Jahren hat die Verwitterung der Fresken so starke Fortschritte gemacht, daß der Zeitpunkt ihrer völligen Zerstörung nicht mehr ferne ist, wenn nicht rasch noch in letzter Stunde sachgemäße Schritte zur Rettung getan werden. Von den beiden Aufnahmen wurde das Fassadenbild im Jahre 1906 und die Gesamtansicht des Hauses zwanzig Jahre später hergestellt. Der Unterschied in der Deutlichkeit der Malereien ist in die Augen springend

Phot. A. Krenn